

Superintendent Olivier Dantine

Predigt anlässlich der Österreichischen Krankenhauseelsorgetagung, 27.3.2019, Salzburg, St. Virgil

1. Korinther 13,9-12 (EÜ)

Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk. Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind an mir war. Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.

Liebe Schwestern und Brüder,

wie in einem Spiegel sehen wir nur rätselhafte Umrisse. Vielen von Ihnen ist es vertraut, dass Paulus noch keine Ahnung von unseren heutigen Spiegeln hatte, sondern dass Antike Spiegel nur ein sehr trübes Spiegelbild zurückgeworfen haben. Man konnte nur erahnen, was wir in heutigen Spiegeln sehr klar sehen. Manchmal, wenn wir früh morgens in den Spiegel sehen, vielleicht auch ein bisschen zu klar.

Die trüben antiken Spiegel sind für Paulus ein geeignetes Bild: Jetzt sehen wir nur ein trübes Abbild, jetzt können wir nur erahnen, was wir dereinst dann in aller Klarheit sehen können.

Aber wenn ich in einen modernen Spiegel sehe, was sehe ich da wirklich? Sehe ich mich? Sehe ich im Spiegel das, was andere in mir sehen? Ist das Bild, das ich von mir selbst habe, das gleiche, das andere von mir haben? Manche schwere Erkrankung geht mit einem stark verzerrten Selbstbild einher. Aber auch mit einem halbwegs realistischen Selbstbild muss ich mir eingestehen: Ich sehe nur ein Abbild von mir selbst im Spiegel.

Wenn ich aber schon von mir selbst im Spiegel nur ein Abbild sehe, um wieviel mehr gilt das auch für meinen Blick auf andere: Wie sehe ich dann andere Menschen? Was sehe ich in meinem Nächsten? Ich sehe nie das Ganze im Menschen. Dass ich das erkenne und berücksichtige ist wichtig im Umgang mit Menschen. Das gilt im täglichen Miteinander, beginnend in der Familie. Selbst in einer Partnerschaft oder Ehe ist es doch so, dass wir den Partner, die Partnerin nicht bis ins Letzte kennen. Hoffentlich entdecken wir in ihm oder ihr immer wieder Neues! Wir haben ein Bild von ihm oder ihr, das sich freilich im Laufe einer langen Ehe oder Partnerschaft verändert. Es ist aber gefährlich, wenn einer den anderen auf dieses Bild festlegt. Erst recht bei Kindern, wo leider nicht selten zu erleben ist, wie Eltern versuchen, ihre Kinder nach einem bestimmten Bild zu formen.

Und selbstverständlich ist diese Grenze auch in der Seelsorge zu beachten. Die Menschen, die uns in der Seelsorge anvertraut sind, sind viel mehr als das Bild, das wir von ihnen machen. Schubladen haben in der Seelsorge selbstverständlich nichts verloren. Wir sehen in den anderen Menschen wie durch einen Spiegel, und auf dieses Bild setzen wir sie nicht fest. Das zu erkennen und zu beachten ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass wir Menschen mit einer Offenheit begegnen, die für die Seelsorge so wichtig ist.

Und wie ist es in der Medizin? Das Bemühen, im Blick auf den Menschen über das einzelne medizinische Problem hinauszusehen und zu denken, ist in den vergangenen Jahrzehnten immer stärker betont worden, und hat den Umgang von Medizinern und Pflegepersonal zu ihren Patienten sehr stark beeinflusst und verbessert. Der Begriff „ganzheitlich“ ist dabei aber irreführend. Als ob es jemals möglich wäre, das Ganze des Patienten in Leib und Seele auch nur annähernd zu erfassen. Hier wird eine Grenze deutlich, den ein seelsorgerlicher Blick auf den Menschen aufzeigt: Keiner und

keine hat einen Zugriff auf den Menschen in seiner Ganzheit. Was wir sehen, erkennen, erfassen und danach auch beurteilen können, ist nur Stückwerk.

Es sind die Grenzen, die auch die Ethik aufgezeigt. Denn machbar ist mittlerweile vieles, selbstverständlich auch in der Medizin, das brauche ich hier in diesem Rahmen nicht extra zu erwähnen. Aber kennen wir von allem, was machbar ist, die Folgen in ihrer Ganzheit? Auch über die Folgen dessen, was wir tun und lassen, können wir die Erkenntnis nur als Stückwerk haben.

Und daher braucht es das, was ich eine Ethik der Demut nennen würde. Demut ist nicht zu verwechseln mit Unterwürfigkeit oder einem sich selbst klein machen. Der Schöpfungsauftrag ist uns allen gegeben: Mit unseren Gaben und Fähigkeiten die Schöpfung zu bebauen und zu bewahren, die Welt also in einer verantwortlichen Weise zu gestalten. Zu diesen Gaben gehört die Fähigkeit des Menschen, mit ihrer Vernunft die Erkenntnis voranzubringen, und so mit wissenschaftlichem Fortschritt die Welt zu gestalten. Und der medizinische Fortschritt hat zweifellos das Leben vieler Menschen verlängert und nicht zuletzt auch verbessert.

Die Wissenschaftsfeindlichkeit, die immer stärker um sich greift, halte ich für sehr gefährlich. Ich denke da an die Bestreitung der Erkenntnisse zum Klimawandel oder im medizinischen Bereich an die Diskussionen um Impfungen.

Und doch braucht es die Demut gegenüber den Grenzen unserer Erkenntnis. Kaum jemand wird das häufiger erfahren als Sie in der Seelsorge. Wie oft sind Sie mit Menschen beisammen, bei denen die Medizin an ihre Grenzen stößt. Menschen an diesen Grenzen halt zu geben, ist einer der wichtigsten Ihrer Aufgaben.

Demut hat aber auch immer etwas mit Dankbarkeit zu tun. Dankbarkeit dem gegenüber, der den Menschen die Gabe der Erkenntnisgewinnung verliehen hat. Das heißt annehmen und anerkennen, dass die eigene Erkenntnis nicht das letzte Wort hat. Darüber bin ich dankbar, heißt es doch auch, dass der Irrtum und der Fehler nicht das letzte Wort haben, dass auch die Folgen meiner Irrtümer und Fehler nicht das letzte Wort haben.

Unser Erkennen ist Stückwerk, das letzte und vollständige Erkennen steht noch aus, es wird dereinst noch kommen. Aber was ist bis dahin? Die Unvollkommenheit einfach hinnehmen, solange die Erkenntnis Stückwerk ist? Unser Predigttext ist Teil eines berühmten Textabschnittes aus dem 1. Korintherbrief. Es ist das Hohelied der Liebe. Wenn wir über das gute Tun und Lassen nachdenken, dann spielt die Liebe eine große Rolle.

Es ist die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, in der unser Tun und Lassen aufgehoben ist. Wir sollen die Folgen unseres Tuns und Lassens bedenken, wissen aber, dass wir sie nicht zur Gänze erkennen können, und können daher nicht vermeiden, in unserem Tun und Lassen schuldig zu werden. Weil aber dies alles in Gottes Barmherzigkeit und Liebe aufgehoben ist, dürfen wir in aller Verantwortung, aber doch getrost und unverzagt unser Tun und Lassen angehen.

Und es ist die Liebe, die wir unseren Nächsten zuteilwerden lassen. Es ist die Liebe, die auch Ihr Antrieb in der Seelsorge ist. Diese Liebe zum Nächsten ist der Maßstab für unser Tun und Lassen. Dass diese Liebe niemals aufhört ist die Zusage, die uns der Apostel Paulus mitgibt. Diese Zusage möge uns alle in unserem Tun und Lassen, und unserer Zuwendung zu den uns anvertrauten Menschen leiten und stärken.

Amen.